

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 39

Artikel: "Die schöne alte Schweiz"

Autor: H.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646482>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

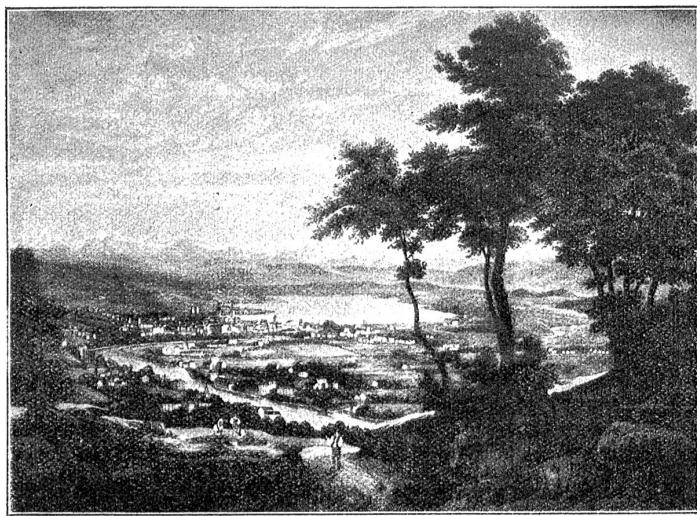
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



J. Suter, Ansicht von Zürich.

„Die schöne alte Schweiz.“

Man kann über das Thema „Die schöne Schweiz“ noch immer optimistisch-begeisterte Betrachtungen anstellen, ohne sich lächerlich zu machen. Gewiß, die Schweiz ist ein sehr schönes Land; vielleicht haben die recht, die es als das schönste Land der Erde überhaupt bezeichnen. Wir haben keinen Grund, müchterner zu sehen und zu urteilen als die vielen Hunderttausende von Fremden, die dieses Lob alljährlich mit Überzeugung aussprechen. Immerhin, es gibt Leute — und es sind nicht die schlechtesten Patrioten — die Verschiedenes im heutigen Schweizerland als unschön und störend empfinden. Zum Beispiel gewisse Hotelkästen im Tal und auf der Höhe, die zementenen Transformatorhäuschen in einer Gruppe dunkelbrauner Oberländerhäuschen, die Plakatwände am Waldrand längs der Eisenbahnlinie. Dann die Hochspannungsleitungen, die brutal und drohend mit ihren unzähligen Vertikalen und Horizontalen die grüne Landschaft zerhaken; die Fabrikshallen, die sich mit ihrem Anhang von lotterigen Baraden oder aufdringlichen Arbeiterhäusern und Beamtenwillen mitten in das Landschaftsbild hineinpflanzen und die Aussicht auf die Berge verdecken. Diese Leute sind meist auch nicht zufrieden mit der heutigen Automobilerei bis in die entlegensten Tälchen hinein und hinauf auf die höchsten Passfahrten. Sie beklagen sich darüber, daß es einem jeden Rekordenthousiasten — meist sind es Anfänger, die an ihrem Fiat oder Ford kaum die erste Anzahlung geleistet haben — erlaubt ist, dem friedlichen Fußgänger den Staub der Landstraße ins Gesicht zu jagen und ihm die Alpenluft mit Benzinauch zu verstänken. Nicht zu reden von der Verkehrsnot in der Stadt, hervorgerufen durch die Tausende von Automobilisten aus Modesucht mit ihrem aufreizenden und nervenaufreibenden Hupenlärm bis tief in die Nacht hinein. Es gibt, wie gesagt, Leute, die zum Urteil „Die schöne Schweiz“ ihre Vorbehalte machen, und dies sicher mit Recht.

Für sie mag es einen nicht geringen Trost bedeuten, daß die „schöne Schweiz“ wirklich existiert, wenn auch bloß in Bildern und als Dokument eines vergangenen Zustandes. Sie werden mit großer ungetrübter Freude die Mappen des großen Werkes „Die schöne alte Schweiz“ durchblättern, das vor kurzem im Montana-Verlage Zürich und Stuttgart zu erscheinen begonnen hat. Die ganze Publikation soll 7 Mappen — bisher sind vier erschienen — mit 15 vielfarbigem, zwei zweifarbigem und 56 einfarbigem Blättern nach Originalen der sogenannten schweizerischen Kleinmeister umfassen. Den Mappen ist ein einführender Text und eine Erläuterung zu den Bildern beigegeben. Verfasser des Textes und mit Dr. A. Klipp-

stein zugleich Herausgeber des Werkes ist der gelehrte, schriftgewandte Kunsthistoriker Dr. R. Nicolas, bis vor kurzem Privatdozent an der Berner Universität und nunmehr Leiter eines Kunstverlages in München.

Es handelt sich hier um eine Neuauflage der schönsten jener bekannten kolorierten Stiche, wie sie von den betriebshamen Schweizer Malern und Kupferstechern des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts in Menge erstellt und den Fremden als Reiseandenken verkauft wurden. Die Blätter tragen die Namen Überli, Freudberger, Dunker, Rieter, Biedermann, König, Lorn Vater und Sohn, Lafon, Wolf, Moritz Suter, Wezel usw. und erfreuen sich heute neuerdings einer starken Nachfrage von Seiten eines raritätenliebenden und kaufkräftigen Publikums. Die Kunsthändler, die dieser Nachfrage längst nicht mehr genügen können, behelfen sich mit antikisierten Neudrucken, die der unerfahrene Käufer als echt hinnimmt. Der wirkliche Kunstkennner zieht Neudrucke von der Art der hier vorliegenden vor. Die Herausgeber haben einmal aus dem Wuste der Produktion die besten und charakteristischen Stücke ausgewählt, und dann war die ausführende

Kunstanstalt um ganz tadellose Reproduktionsarbeit besorgt, so daß eine Sammlung entstehen mußte, die nicht nur historisches, sondern auch künstlerisches Interesse befriedigen kann.

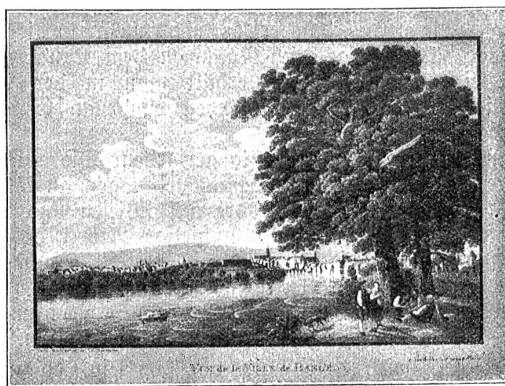
Das Schwergewicht der Publikation liegt indesten auf der Kunsthistorischen Seite. Die „Einführung“ von Dr. R. Nicolas ist so tiefdrückend und umfangreich geraten, daß sie die Geschichte der Schweizer Kleinmeister und ihrer ganzen künstlerischen Umwelt geworden ist, die uns bisher gefehlt hat; die 56 Tafeln sind zu dieser „Kunstgeschichte“ die wertvolle illustrative Ergänzung.

Nicolas geht in seiner Darstellung auf die Anfänge der Landschaftsmalerei zurück. Das berühmteste Dokument, das die Schweiz von diesen Anfängen besitzt, ist das Altarbild Petri Fischzug in der Genfer Kathedrale des oberdeutschen Malers Konrad Witz. Hier wirkt der landschaftliche Hintergrund nicht mehr als bloße Kulisse, sondern er ist bereits ein künstlerisch aufgesetzter Naturausschnitt, in dem man die Umgebung Genfs mit allen reizvollen Einzelheiten mit staunendem Interesse wahrnimmt. Die eigentlichen Schöpfer der Landschaft aber sind die Holländer Jan van Goyen (1596—1656) und seine Nachfolger Jakob van Ruysdael, M. Hobbema und Van der Meer. Der erste fleißigste und erfolgreichste schweizerische Bedeutungsträger ist Matthäus Merian aus Basel (1598—1658); seine exakten, aber müchternen Städtebilder sind noch heute für den Topographen und Historiker eine gern benützte Quelle. Seine Mitarbeiter, Schüler und Nachahmer, Wenzel, Haller, Conrad Meyer, Israel Sylvester usw. bauten diese Art topographisch-historisch-allegorischer Darstellungen nach der künstlerisch-landschaftlichen Seite weiter aus.

Die schweizerischen Kleinmeister sind nur zu verstehen als Kinder ihrer Zeit. Ihre künstlerischen Wurzeln gehen auf die genannten Holländer, aber ausgesprochener noch auf die französischen Rokokomaler des 17. und 18. Jahrhunderts zurück. Aber sie konnten nur auf schweizerischem Boden die technische und künstlerische Eigenart erreichen, die ihnen eignet.

Eine künstlerische Voraussetzung dieser zierlich-idyllischen Landschaften und Sitten- und Trachtenbilder, wie sie uns in der Produktion der Schweizer Kleinmeister vorliegen, ist das durch Beat von Muralt, durch Albrecht von Haller, Conrad Gesner und namentlich den großen Genfer Philosophen und Dichter J. J. Rousseau geweckte und gepflegte Naturgefühl. Die „Alpen“, die „Neue Heilose“, „Emil“ u. a. Werke schufen die Begeisterung für die Schweizerlandschaft und -kultur und entzündeten die Reisefreude, die einen Goethe dreimal durch unser Land führte und mit und nach ihm Tausende von Enthousiasten und Naturbegeisterten des Auslandes. Schillers „Tell“, angeregt durch

Goethes Reiseberichte und Johannes von Müllers Schweizergeschichte, setzte dieser Werthäkzung schweizerischer Kultur und schweizerischer Wesensart die Krone auf. Der Rei-

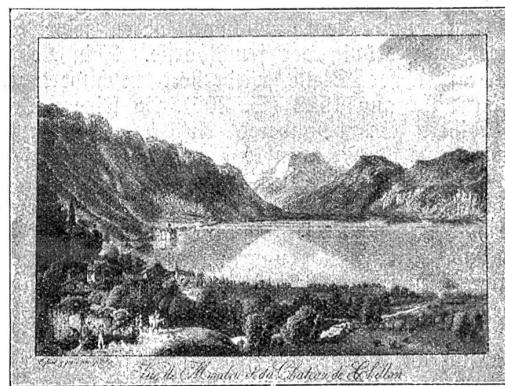


J. J. Biedermann, Ansicht von Basel.

sendenstrom wurde von Jahr zu Jahr stärker und bald zu dem Wirtschaftsfaktor, der er bis heute geblieben ist.

Damals, d. h. Ende des 18. und anfangs des 19. Jahrhunderts, kannte man die schnellen und billigen graphischen Verfahren für Aufnahme von Landschaften, Personen u. noch nicht. Wer ein Reiseandenken mit heimnehmen wollte, war auf Aquarelle und Stiche angewiesen. Die Bedeutungsmaler, die Porträtiisten, die Zeichner von Sitten- und Trachtenbildern bekamen reiche Aufträge. Damals kam der von Winterthur stammende Landschafter Hans Jakob Aberli zu der Idee, seinen Vorrat an verfälschlichen Blättern durch ein Vervielfältigungsverfahren zu mehren. Er zeichnete seine Landschaften und Städtebilder als Umrisse auf eine mit Wachs überzogene Kupferplatte. Er bediente sich dabei einer stumpfen Nadel und vertiefte dann durch Aehzung die so erzeugten Konturen. Bis hierher entsprach das Verfahren dem schon seit lange z. B. in Paris, vor allem beim berühmten Kupferstecher J. G. Wille (1715—1808), geübten. Die gereinigten Platten wurden dann dem eigentlichen Stecher übergeben, der sie mit dem Grabstichel oder Kaltnadel weiter bearbeitete, also etwa Blattwerk, Wolken und Himmel usw. anfügte. Aberli ließ es beim Umrissstich bewenden und bemalte diesen dann wie eine Originalzeichnung. Die Zeitersparnis lag darin, daß die Zeichnungen in beliebiger Zahl vorlagen und das Bemalen handwerklich nach dem Originalvorbild geschehen konnte, wenn die Auftraggeber drängten, sogar durch Lehrlinge oder andere

ausgetuscht; nur die Luft und die hintersten Berge wurden weiß gelassen. Wenn solcherweise die Landschaft mit dem nötigen Relief versehen war, wurde die Luft mit Indigo



G. Lory, Blick auf Montreux.

und die Wolken mit Indigo und Tusche hineingemalt; alsdann wurden die gelblichen, rötlichen und bräunlichen Töne mit einem Gemisch von Zinnober und Gumigutt, zuletzt das Grün der Bäume und Wiesen mit Indigo und Gumigutt aufgetragen, und die Landschaft war fertig.

Aberlis Verfahren, nur kurze Zeit durch ein obrigkeitliches Privilegium geschützt, wurde rasch nachgeahmt, nicht zuletzt von englischen Kunsthändlern, die ganz skrupellos seine Stiche kopierten und als Originale herausgaben. Ein sehr rühriger Herausgeber von kolorierten Stichen war auch der Basler Kupferstecher und Kunsthändler Chr. von Mechel, der eine Zeitlang den künstlerisch hochtalentierten B. A. Dunker für sich arbeiten ließ. Dunker kam später nach Bern, wo neben Aberli schon der berühmteste und geschickteste der Kleinmeister, Sigismund Freudenberger, ein Schüler des französischen Rokoko-meisters François Boucher (1704—1770), arbeitete. Freudenberger pflegte vorzüglich das Sitten- und Trachtenbild. Seine ländlichen Szenen: Mai-Sängerinnen, Ländliche Freuden, Abschied und Heimkehr des Söldners, Ländliche Toilette und wie sie alle heißen — lehnen unmittelbar an die Pariser Rokoko-kunst an; die Berner Bauern und Bäuerinnen sind verkleidete Städter, und mit Natur und Wirklichkeit haben sie wenig zu tun. Aber ihre Liebenswürdigkeit und ihre Eleganz standen den patrizischen und gutbürgerlichen Salons sehr wohl an, und die Bilder fanden daraum auch freudigen Anklang im In-



S. Freudenberger, Heimkehr des Soldaten.

Mitarbeiter. Die Nötigung zu schnellem und billigem Arbeiten führte zu einem möglichst einfachen Malverfahren. Die Zeichnung wurde zuerst mit guter chinesischer Tusche



S. N. König, Rückkehr des Gemüjägers.

und Auslande. Zu dem Dreigestirn Aberli-Freudenberger-Dunker gesellte sich später der Winterthurer Heinrich Rieder. Er arbeitete wie M. Woher, Peter Birmann und

Gabriel Vorn zuerst im Überlis Bilderafrik als Kolorist und wurde dann sein Nachfolger.

Auch S. Freudenberger hatte in Bern eine Schule eröffnet. Hier wuchs eine ganze Generation neuer Kleinmeister heran; S. D. Vafond (1763—1831), F. N. König, Gabriel Vorn und Georg Bolmar waren seine Schüler. Von ihnen war König der fruchtbarste. Sein Leben und Werk ist an dieser Stelle wiederholt geschildert worden. Zuletzt im Jahrgang 1922 (S. 206), wo seinem Transparenz-Kabinett ein besonderer Aufsatz gewidmet wurde. Wir können auch für Freudenberger und G. Vorn auf frühere Sonderdarstellungen verweisen.*)

„Die schöne alte Schweiz!“ Wenn wir die vier Mappen durchblättern und die Schweizer Landschaften, Genrebildchen und Trachtenstücke vor unsren Augen vorüberziehen lassen, kommt uns zum Bewußtsein, wie eng verbunden damals noch die Kunst mit dem Empfinden und Verstehen des großen Publikums war. Sie knüpfte an das Ueberlieferthe an, hielt sich an Geseze, die fest im Begreifen der Masse verankert waren. Vordergrund, Mittelgrund und Hintergrund waren nach bestimmten Konventionen aufgebaut, die dem Bilde eine gewisse formelle Geschlossenheit gaben, aber eben doch eine Geschlossenheit, die man bei den heutigen Malern recht oft vermisst. Genreszenen, wie sie Freudenberger und König komponierten, entbehren nie eines freundlichen Gedankens oder einer überraschenden, oft pikanten Situation, die zu verweilendem Betrachten nötigen. Man vergleiche daraufhin etwa das hübsche Blatt von F. W. König „Der Kiltgang im Canton Bern“.

Die Blätter der „schönen alten Schweiz“ sind auf alle Fälle ein Gegensatz zum heutigen nervenaufreibenden Alltag, und wer sie in sonntäglicher Muße betrachtet, wird viel Erbauung und freundliches Erinnern aus ihnen ziehen können. Das Werk sei darum der Beachtung unserer Leser angelegentlich empfohlen.

Die diesem Aufsatz beigegebenen Illustrationen sind verkleinerte Reproduktionen einiger Blätter und möchten deren Art inhaltlich veranschaulichen. Ueber die feine Ausführung der Drucke, namentlich der vielfarbigem, vermögen sie leider nichts auszusagen.

H. B.

Schweizerische landwirtschaftliche Ausstellung Bern.

In der Musterscheune sah ich ein steinaltes, mageres, spitzbartiges Bäuerlein stehen und staunen. Sein Sohn neben ihm lehnte über den Lattenhag, der die automatische Saucerpumpe einfriedet. Er suchte wohl die Maschine zu verstehen. Denn es machte den Anschein, daß die beiden aus einem Gottvergessenen Krachen hergewandert kamen, um die Wunder der landwirtschaftlichen Ausstellung zu betrachten.

„Du, Drätti, das wär komod!“ meinte der junge Bauer. Der Alte sagte eine Zeitlang nichts. Er kratzte sich hinter dem Ohr und seufzte. Dann brummte er: „Ja, dih' heit's gäbig — u gäng' gäbiger — mit hei d' Bischüttli no ir Bränute müessen uf e Hubel trage!“

Was das heißt, dafür sprach die gebeugte Haltung des Greises; sein zusammengekniffener, herber, mondförmig nach abwärts gebogener Mund erzählte von den Lasten, die dieser Mann zu tragen hatte, und die vielen Runzeln ließen erraten, daß er es nicht leicht gehabt hatte in seinem Berufe als Landmann. Wie Reid flangen seine Worte. Und in seinen Blicken war etwas wie Abneigung. Als ob ihm geschienen hätte, die Maschinen machten es seinen Brüdergenossen allzu leicht.

„Es tüecht mi, es chönn ejne sys Heimel weniger gärn ha, wenn erich nüd vo Hang wärhet!“ fertigte er resigniert seinen Sproß ab, als ihn dieser immer und immer

*) Für S. Freudenberger: 1923, S. 254 ff., für Vorn Vater und Sohn 1920, S. 484 ff. und 1919, S. 64 ff.

wieder darauf aufmerksam machte, was da alles „komod“ war. —

Wirklich, die Industrie fängt an, sich der Landwirtschaft mehr und mehr zu bemächtigen. Wir sind keine Schwarzeher und glauben nicht, daß darum dem Bauern sein Land weniger wert werde, daß er es nicht mehr so lieb habe, wie seine Väter. Was die Maschinen dem Landmann für Möglichkeiten bieten, davon erhält man in der Ausstellung wirklich einen überwältigenden Eindruck. Es ist einfach fabelhaft.

Sauchefarren sind überflüssig geworden. Die automatisch gerührte Saucé wird durch Schlauchleistungen an ihren Bestimmungsort gepumpt und dort auf Wiesen und Pflanzplätze gespritzt. Die ehemals mühselige Arbeit des Landwirtes schrumpft in die angenehme Tätigkeit zusammen, das auf einen stabilen Halter festgeschnallte „Wendrohr“ an den richtigen Platz zu bringen, den Hahn zu drehen, und, sein Pfeischen schmauchend, den Ablauf zu überwachen.

Die Zeit wird auch bald vorüber sein, da man im Frühjahr das Geschäft des Mistzettens mit der Gabel verrichten sieht: eine Mistzettmaschine tut den Dienst viel genauer. Und die Bäuerin, die an Sommermorgen früh oder dann nach Sonnenuntergang den Gartenboden lockerte, um hernach zu „hüttüte“, kann beide Arbeiten miteinander durch eine künstliche Maschine verrichten lassen.

Der Pflanzplatz, den man früher von Hand mit der Hacke, oder dann mit einem besonderen Pfluge schälte, wird heute in einem rationellen Betriebe mit Maschinen zurecht gemacht. Ein kleiner Motor schüttet den Rasen weg. Ein anderer gräbt den Boden um und lockert ihn. Im Herbst bringen Vorrichtungen, die den Tapis roulants ähneln, die Früchte in Keller und Speicher, und wenn es nötig ist, werden sie zuvor automatisch sortiert und gewogen.

Maschinen besorgen die Hauptarbeit bei der Heu- und Getreideernte, in den Speichern und Scheunen erleichtern Aufzüge und elektrische Krahne die Arbeit. Heukamine verhindern, daß Heustockbrände entstehen und Pressen verringern den Raum, der früher nötig war, um Stroh und Heu aufzubewahren.

Wir leben wirklich in einer praktischen Zeit! Wer es nicht glauben möchte, der wird in der landwirtschaftlichen Ausstellung überzeugt.

Wir dürfen aber noch etwas weiteres feststellen. Die Technik erfindet ihre Maschinen und Apparate nicht umsonst, sie muß auf Nachfrage rechnen können. Wenn wir nun sehen, daß bereits für jede häusliche Arbeit industrielle Erleichterungen geschaffen werden, so können wir uns sagen, daß es der Bauer im allgemeinen hat und vermag, sich Maschinen und Apparate anzuschaffen. Machen wir einen Rundgang auf dem Lande, so wird unsere Vermutung bestätigt. Jüngst fragte mir ein Bauer, daß er genötigt sei, einen elektrischen Herd anzuschaffen. Grund: er besitzt einen Elektromotor und hat sich verpflichtet, für eine bestimmte Summe Kraft im Jahre zu verbrauchen; nun aber ist er ein prominentes Mitglied der „Landwirtschaftlichen Genossenschaft“ und fühlt sich deshalb moralisch verpflichtet, zum Dreschen den genossenschaftlichen „Fordson“ (Ford-Traktor) als Kraftquelle zu benutzen. Weil er das tut, so braucht er seinen Elektromotor „zu wenig“ — so bleibt ihm, falls er nicht gerne an der Garantiesumme des Elektrizitätswerkes einen Verlust erleidet, nichts besseres übrig, als seine Frau elektrisch kochen zu lassen.

Die Bauern haben seit der Kriegszeit guten Verdienst. Dafür sprechen die Maschinen, die sie sich kaufen können, um ihren Betrieb noch rentabler zu machen. Und dafür sprechen die Motorvelos und Automobile, die auf Bauernhöfen heute keine Seltenheit mehr sind. — Es ist jedermann zu gönnen, wenn es ihm gut geht auf dieser Welt. Lange genug litten die Landwirte unter schlechten Zeiten. Aber in der Regel sind solche Zeiten rasch vergessen, wenn bessere angebrochen sind. Und rasch vergessen wird auch, daß andere